



»Liebe ist kein Zustand, sondern eine Aufgabe«

Helga Schubert feiert im hohen Alter unerwartete Erfolge. In ihrem neuen Buch erzählt die Autorin von der Pflege ihres Mannes. Hier spricht sie über die Liebe, das Erbe der DDR – und darüber, wie man immer den Kopf oben hält.

Von Elisa von Hof, DER SPIEGEL, 12.03.2023

20 Autominuten von Schwerin entfernt, verstreute Häuser an einer stillen Landstraße, die Wolken hängen tief. Hier, in Neu-Meteln, einer ehemaligen Künstlerkolonie der DDR, wohnen die Schriftstellerin Helga Schubert, 83, und ihr Mann, der Maler Johannes Helm, 96. Schubert erlebte in den vergangenen Jahren einen völlig unerwarteten Erfolg. Als bisher älteste Teilnehmerin gewann sie 2020 mit ihrem Text »Vom Aufstehen« den Bachmannpreis. Der Verlag dtv brachte die Geschichte über eine ambivalente Mutter-Tochter-Beziehung mit anderen Texten als Buch heraus, es wurde ein Bestseller mit insgesamt 21 Auflagen. Auch Schuberts ältere Bücher wurden frisch aufgelegt – und sie schreibt neue, immer nachts, wenn ihr Mann schläft. Ihr jüngstes Werk »Der heutige Tag: Ein Stundenbuch der Liebe« erscheint in wenigen Tagen. Darin erzählt Schubert, wie sie ihren schwer herz- und nierenkranken Mann pflegt.

Nun läuft sie emsig durch ihr Haus, kocht Tee, holt Kekse, während ihr Mann im Wintergarten in einem Rollstuhl sitzt und auf den spätwinterlichen Garten hinausschaut. Die beiden sind seit 58 Jahren zusammen. Gemeinsame Kinder haben sie nicht, aber welche aus früheren Ehen. Es sei bitter, wie man abbaue, sagt Helm nun, manchmal fange er einen Satz an und wisse nicht, wie er ihn beenden solle. Der Mann zuckt die Schultern, rollt zum Fenster. Seine Frau setzt sich.

SPIEGEL: Frau Schubert, in Ihrem neuen Buch, »Ein Stundenbuch der Liebe«, schildern Sie recht schonungslos, was es bedeutet, einen Menschen rund um die Uhr zu pflegen. Sie leeren den Urinbeutel Ihres Mannes, spülen seine Blase, kochen Essen, regeln die Sauerstoffzufuhr. Die meisten Menschen trauen sich das nicht zu. Wie kommen Sie damit zurecht?

Schubert: Zunehmend viel besser, als ich je dachte. Und meinem Mann geht es auch viel besser als noch vor wenigen Jahren. 2018 hat er auf der Palliativstation gelegen, er hatte bereits einen Dringlichkeitsantrag fürs Hospiz. Aber weil er dort nicht schlafen wollte, habe ich ihn wieder mit zu uns nach Hause genommen. Damals erzählten mir alle Fachleute, er würde bald sterben. Niemand hätte gedacht, dass er viereinhalb Jahre später noch lebt.



SPIEGEL: Wie erklären Sie sich das?

Schubert: Der Arzt sagt, es sei ein Wunder. Ich glaube, es liegt daran, dass ich ihn nicht aufgegeben habe. Denn in der Palliativversorgung geht es ja nicht um eine Ursachenbehandlung, sondern nur um eine Verbesserung der Lebenssituation, um ein Erträglichmachen des Zustandes. Ich habe das akzeptiert, bis ich mich selbst gefragt habe: Warum lasse ich mich von allen so auf das Ende hypnotisieren? Dann habe ich angefangen, mich von dieser Fokussierung auf den Tod zu lösen. Und habe daran gearbeitet, ihm das Leben schöner zu gestalten.

SPIEGEL: Was war das Schwerste?

Schubert: Viel anstrengender als die Pflege ist es wirklich, die Probleme der anderen zu neutralisieren. Alter, Krankheit und Tod sind in unserer Gesellschaft so negativ besetzt, dass die meisten Menschen das weit von sich wegschieben. Sie wollen nicht daran erinnert werden, dass sie selbst auch in eine solche Lage kommen können. Deshalb reagierten fast alle ablehnend. Zu mir haben sie gesagt: »Mach dich für das Ende deines Mannes bereit, er hat noch wenige Tage, dann wird er dich nicht mehr erkennen, dann wird er sterben.« Oder: »Lass ihn endlich los.« Das kann zu einer selbst erfüllenden Prophezeiung werden.

SPIEGEL: Vermutlich haben die Leute es nur gut gemeint. Sie wollten Sie vor Überlastung schützen.

Schubert: Sie haben mir aber den Mut genommen. Am schlimmsten waren jene, die ihre eigenen Verwandten bei der kleinsten Verhaltensveränderung ins Heim gaben. Die fühlen ein schlechtes Gewissen, das sie auf mich projizierten. Sie versuchten, ihr eigenes Verhalten zu rechtfertigen. Deshalb sagen sie zu mir: »Das schaffst du doch zu Hause nicht.«

SPIEGEL: Haben Sie nicht manchmal gedacht: Die hatten recht, ich schaffe das nicht?

Schubert: Am Anfang litt mein Mann durch das Morphium gegen seine Gelenkschmerzen unter schlimmen Halluzinationen. Er hat nachts fast jede Stunde an die Zimmerwand geklopft. Und das war sehr hart. Vielleicht hört sich das banal an, aber wenn Sie viele Monate nie mehr als eine Stunde am Stück schlafen können, sind Sie fertig. Ich habe irgendwann auf dem Boden gelegen und gebetet, dass ich die Kraft finde durchzuhalten. Aber es wurde besser, nachdem wir das Morphium ausgeschlichen und durch andere Schmerzmittel



ersetzt hatten. Indem ich das im Buch so genau wie möglich erzähle, schildere ich auch, dass man es schaffen kann. Es soll kein Klagebuch sein.

Helm lacht.

Schubert: Worüber lachst du denn, Hannes?

Helm: Hat sich erledigt. Er guckt wieder raus.

SPIEGEL: Aber manchmal ist Klage auch angebracht. In Ihrem Buch schildern Sie zum Beispiel, dass Sie sich lange von den Kindern Ihres Mannes alleingelassen fühlten.

Schubert: Sie haben suggeriert, dass ich allein entscheiden müsse, wie es mit ihm weitergeht. Ich hatte aber angenommen, dass wir gemeinsam entscheiden und sie mich bei der Betreuung unterstützen, er ist ja ihr Vater. Ich war also manchmal sauer. Mir wurde aber klar, dass es an mir liegt, als ich neulich in der Küche ein Glas mit der Beschriftung »Champignons« öffnen wollte.

SPIEGEL: Wie das?

Schubert: Statt der Pilze fand ich im Glas Quittengelee vor. Es war ein Geschenk. Jemand hatte vergessen, ein neues Etikett anzubringen. Ich war natürlich enttäuscht. Da ging mir plötzlich auf: Auf manche Dinge hat man keinen Einfluss, man kann nur die eigene Erwartung verändern. Im Falle unserer Familie: Man kann andere nicht dazu zwingen, Verantwortung zu übernehmen, das geht nur freiwillig. Und man darf auch keine Dankbarkeit einfordern.

SPIEGEL: Aber man sollte nicht jede Last allein tragen müssen.

Schubert: Klar, man kann immer fordern, die Gesellschaft müsste hier mehr tun, die Kinder müssten da mehr tun. Aber um bei diesem Beispiel zu bleiben: Wer sich um meinen Mann kümmert, muss geübt im Umgang mit Sauerstoff sein, man muss seinen Atem richtig einschätzen und auch seine Blase spülen können. Ich habe das alles inzwischen gelernt. Aber ich kann nicht erwarten, dass andere diese Verantwortung übernehmen. In meinem 83. Lebensjahr bin ich zu dieser Weisheit gelangt: Man wird nur enttäuscht, wenn man Unterstützung einfordert.

SPIEGEL: Das ist fatalistisch.



Schubert: Nein, im Gegenteil. Was ich nämlich auch gelernt habe, ist, dass Hilfe stattdessen von unvermuteter Seite kommt. Das ist alles im Fluss. Man ist nie allein. Als ich etwa vom Beauftragten der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen zu einer Lesung nach Berlin eingeladen wurde, habe ich verzweifelt nach jemandem gesucht, der an dem Tag bei meinem Mann bleiben kann. Ich fand und fand niemanden. Dann besuchten uns Bekannte, ich bat sie nicht um Hilfe. Aber sie boten sie an, einfach so. Ich war baff. Und das ist mir in der letzten Zeit häufig passiert. Ich bin zuversichtlicher geworden.

SPIEGEL: Sie sind gläubig. Ist das also Gott, der das für Sie regelt?

Schubert: Ich glaube, zwischen uns Menschen gibt es einen großen Pool voller Wärme. Auf den passt nicht der liebe Gott auf, der regelt sich selbst. Um etwas Solidarität aus dem Pool zu bekommen, muss man einzahlen. Man muss anderen Menschen mit Wohlwollen begegnen, aber erwarten darf man nichts.

SPIEGEL: In Ihrem Buch schreiben Sie, dass Sie spürten, wie schlecht es ihm ging, als er einen unerkannten Herzinfarkt erlitt. Nur Dank Ihrer Vehemenz wurde er im Krankenhaus schnell behandelt. Würden Sie sagen, Sie haben eine symbiotische Beziehung?

Schubert: Ich erkenne seine Bedürfnisse, ohne dass er sie artikulieren muss. Ich weiß, wann er mal wieder etwas trinken müsste. Aber das ist keine Symbiose. Wie heißt noch der Sport, bei dem man auf einem Brett auf dem Wasser steht, und versucht, die Balance zu halten?

SPIEGEL: Paddelboard.

Schubert: Das können Sie auf die Welt übertragen: Wir sind alle allein auf diesen Boards. Wir müssen selber zusehen, dass wir nicht untergehen. Wenn man auf das Brett eines anderen steigt, wird es kentern.

SPIEGEL: Sie sind ja doch fatalistisch.

Schubert: Na vielleicht etwas resigniert, aber ich komme damit gut zurecht.

SPIEGEL: Wären Sie nicht auf das Board Ihres Mannes gestiegen, wäre es längst untergegangen. Manchmal können wir uns aus eigener Kraft eben nicht halten.

Schubert: Nee!

SPIEGEL: Nein?



Schubert: Nein, ich bin nicht auf seinem Board. Ich lebe mein Leben . Und es ist meine Entscheidung, wie ich es tue. In meiner Vorstellung stehen wir beide auf eigenen Brettern und halten uns aneinander fest. Wenn ich daran denke, könnte ich heulen. Oder hast du das Gefühl, dass wir auf einem gemeinsamen Board stehen, Hannes?

Helm zuckt die Schultern.

SPIEGEL: Ist das Ihre Definition von Liebe ? Dass Sie einander Halt geben, aber doch jeder auf sein eigenes Board achten muss?

Schubert: Als ich eine junge Frau war, habe ich ein Sprichwort gelesen, das ich überhaupt nicht verstand. Deshalb weiß ich es noch heute. Es lautet »Wahre Liebende trinken nicht aus einem Glas.« Das kann ja nicht sein, dachte ich damals, Liebende wollen doch alles teilen und miteinander verschmelzen. Jetzt verstehe ich es.

SPIEGEL: Ich nicht.

Schubert: Weil Sie Anfang 30 sind. Für mich bedeutet es, dass man auch in der Liebe ein eigenständiger Mensch bleiben muss. Es mag sich auf den ersten Blick widersprüchlich anhören, aber man muss sich abgrenzen, obwohl man sich voll einlässt. Heute würde ich sagen, zur Liebe gehören Verantwortung, Loyalität, Integrität. Liebe ist kein Zustand, sondern eine Aufgabe.

SPIEGEL: Wie hat sich das verändert in Ihrem Leben?

Schubert: Eigentlich gar nicht. Ich hatte immer halsbrecherisches Vertrauen in die Liebe.

SPIEGEL: Wer sich sehr öffnet, macht sich auch sehr verletzlich. Wie gehen Sie damit um?

Schubert: Ich bin in der Liebe wenig enttäuscht worden.

Helm rollt aus dem Raum, er will sich hinlegen. Schubert begleitet ihn und kommt wenige Minuten später zurück.

SPIEGEL: Sie schildern Ihren Alltag sehr genau. Hatten Sie jemals Skrupel beim Schreiben, was die Situation Ihres Mannes angeht? Und dachten womöglich, das mit dem Urinbeutel könnte man weglassen?



Schubert: Nein, das gehört dazu. Aber natürlich habe ich mich gefragt, ob ich gegenüber meinem Mann Skrupel haben sollte. Denken Sie, ich hätte ihn ausgeliefert?

SPIEGEL: Nein, aber darüber haben Sie sich bestimmt Gedanken gemacht.

Schubert: Ich habe alles noch mal genau gelesen und fragte Verantwortliche im Verlag. Alle waren sich einig, dass ich niemanden ausliefere. Ich mache mich weit auf. Aber das war mir wichtig. Ich wollte erzählen, wie es wirklich ist – auch wie schön es ist.

SPIEGEL: Haben Sie Angst vor der Zukunft?

Schubert: Nein, merkwürdigerweise nicht. Ich fühle mich im Leben geborgen.

SPIEGEL: Das war nicht immer so. In Ihrem vorigen Buch erzählen Sie, dass früher Gedanken der Missgunst um Ihren Kopf schwebten wie Giftwolken. Heute aber hätten Sie einen reichen Schatz in sich, der Sie milde stimmt. Wie ist aus den Giftwolken ein Schatz geworden?

Schubert: Indem man jeden Tag daran arbeitet. Ich bin nachtragend und verletztlich. Aber wenn mir jetzt wehgetan wird, trete ich einen Schritt zurück und versuche, mein Gefühl zu reflektieren. Ich versuche, mir bewusst vor Augen zu führen, dass man Meinungen einfach stehen lassen und sich von ihnen innerlich distanzieren kann. Es ist Schwerstarbeit.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Schubert: Neulich habe ich mir die Amazon-Kritiken zu meinem letzten Buch angesehen, es sind über 700 positive Rückmeldungen, aber eine negative. Da schrieb eine Frau, sie habe es auf einem Flug gelesen und sei dann froh gewesen, das Buch einfach im Flugzeug zurücklassen zu können.

SPIEGEL: Das hat Sie verletzt.

Schubert: Ja. Trotz der positiven Rückmeldungen hat mich bloß diese negative beschäftigt. Dann bin ich etwas zurückgetreten, und mir wurde klar: Was habe ich für einen riesigen Anspruch an mich? Erwarte ich, dass alle Menschen durch das Buch einer 83-Jährigen beglückt werden? Das ist zu viel verlangt, von mir und vom Leben. Da muss ich noch erwachsener werden.

SPIEGEL: Wenn Sie so verletzbar sind, warum öffnen Sie sich durch die Autofiktion so sehr? Sie hätten ja ein Genre wählen können, hinter dem Sie sich verstecken könnten.



Schubert: Ich will gute Literatur schreiben, das ist mein oberstes Ziel. Die Autofiktion ermöglicht es mir, so von meinem Leben zu erzählen, dass es nicht nur um mein Leben geht. Ich berichte von Dingen, die andere Menschen genauso erleben. Sie haben nur keine Zeit, sich der Introspektion so ausführlich zu widmen, weil sie den ganzen Tag Blinddärme rausschneiden oder Brötchen backen müssen.

SPIEGEL: In Ihrem Buch beschreiben Sie eindrücklich das, was wir heute Care-Arbeit nennen. Dass die nicht unsichtbar und schlecht oder gar nicht bezahlt sein darf, ist eine Kernforderung des modernen Feminismus. Empfinden Sie sich als Feministin?

Schubert: Mit dem Feminismus habe ich mich natürlich befasst. Aber ich empfinde jede Form von Fanatismus und Militanz in einer offenen Gesellschaft als nicht zielführend, mal ganz höflich ausgedrückt. Selbstverständlich sollten Frauen und Männer für die gleiche Arbeit den gleichen Lohn erhalten. Selbstverständlich sollten Frauen Netzwerke bilden und für ihre Positionen Mehrheiten schaffen.

SPIEGEL: Aber?

Schubert: Aber in meiner jetzigen Situation gibt es keine Hindernisse durch Männer. Sie sind nicht das Problem.

SPIEGEL: Das Problem ist ein System, das patriarchal geprägt wurde. Eines, in dem Sie für die 24-Stunden-Pflege Ihres Mannes pro Tag nur neun Euro vom Rest des Pflegegeldes erhalten, wie Sie in Ihrem Buch schildern. Ich bin mir sicher, dass das anders wäre, wenn nicht hauptsächlich Frauen ihre Angehörigen pflegen würden oder in sozialen Berufen tätig wären.

Schubert: Sie gucken jetzt so resigniert. Sie wollen von mir hören, dass sich das ändern muss. Und dass Frauen diese Arbeit nicht so selbstverständlich übernehmen dürfen, oder? Aber ich sehe in der Pflege meines Mannes keine gesellschaftliche Aufgabe.

SPIEGEL: Es sollte die Aufgabe eines Sozialstaats sein, sich um die zu kümmern, die es selbst nicht können. Oder dafür angemessen zu zahlen.

Schubert: Was mir helfen würde, wäre eine Art Agentur für qualifizierte Pflegerinnen und Pfleger, die ich anfordern könnte, wenn ich mal nicht bei meinem Mann sein kann. Denn ich lasse ihn keine Minute allein. In die Kurzzeitpflege oder ins Heim gebe ich ihn nicht. Wenn ich jetzt für eine Nacht eine Vertretung engagiere, kostet das 400 Euro, nämlich 200 Euro für



jeden angefangenen Tag. Das muss ich privat zahlen. Und das kann sich ja kaum ein Mensch leisten. Da gibt es eine gravierende Lücke im Versorgungssystem, über die wir zu wenig sprechen. Die meisten Lesungen muss ich absagen.

SPIEGEL: Finden Sie, dass Sie und Ihr Mann von der Gesellschaft vergessen werden?

Schubert: Zumindest habe ich den Eindruck, dass Menschen von der Gesellschaft ignoriert werden, sobald sie nicht mehr produktiv sind. Das merke ich auch an den Äußerungen der anderen. Die sagen zu mir: »Das Leben deines Mannes, das ist doch eigentlich kein Leben.« Die sagen dann auch: »Und auch für dich ist es doch kein Leben.« Was ich jetzt sage, ist etwas radikal, aber mich erinnert das manchmal an die Unterscheidung von unwertem und wertem Leben in der NS-Zeit. Da wurde nur nach dem Prinzip Nützlichkeit gemessen. Und so ist es heute auch. Wer nicht arbeitet, hat ein Leben, das weniger wiegt. Das macht mir zu schaffen. Was wissen die anderen Leute von unserem Leben? Es ist morgens hier so wunderschön. Ich kann von dem Wintergarten aus auf den Horizont gucken, dann halte ich die Hand meines Mannes, und ich genieße es einfach, in diesem Moment lebendig zu sein.

SPIEGEL: Empfinden Sie es als Verlust, dass Sie so viele Lesungen absagen müssen, weil Sie hier gebraucht werden?

Schubert: Nein, gar nicht.

SPIEGEL: Sie empfinden nie Groll über Ihre Situation?

Schubert: Nein, ich glaube, Sie haben einen anderen Anspruch an Erfüllung als ich. Ich denke immer, dass es anderen schlimmer geht.

SPIEGEL: Anderen geht es ja immer schlimmer, oder?

Schubert: Mir geht es ja gar nicht schlecht. Ich will mich nicht als Opfer sehen. Ich habe mir gerade einen sehr guten Laptop gekauft, auf dem kann ich schnell schreiben, das ist doch toll, darüber freue ich mich. Gerade konzentriere ich mich auf Relativierung und Annehmen.

SPIEGEL: Wenn man immer relativiert, dann ergibt sich nie eine Verbesserung.

Schubert: Zum Glück gibt es Arbeitsteilung. Ich kümmere mich ums Schreiben, nicht ums Verbessern. Außerdem bin ich ein mit Dankbarkeit gesegneter Mensch. Und das Leben hier, das empfinde ich als sehr reich. Gucken Sie, jetzt bricht die Sonne aus den Wolken hervor, wie passend.



SPIEGEL: Hat das mit Ihrer Krebserkrankung in jungen Jahren zu tun? Hat die Sie demütig gemacht?

Schubert: Ja. Bei mir wurde damals ein bösartiger Tumor am Bein entdeckt, der schließlich operativ entfernt wurde. Damals wurde mir gesagt, wenn ich nach der Behandlung noch ein halbes Jahr lebe, dann würde ich noch fünf weitere Jahre schaffen. Da überlegen Sie sich natürlich, wie Sie diese Zeit wirklich verbringen wollen. Ich habe mich damals entschieden, nicht mehr als Psychotherapeutin zu arbeiten, sondern mich ganz dem Schreiben zu widmen.

Helm ruft aus dem Nebenzimmer. Schubert unterbricht und geht hinaus. Nach wenigen Minuten kommen beide zurück, Schubert kocht Kaffee, es gibt Katzensungen und Soft Cakes.

SPIEGEL: Haben Sie eigentlich Ihren Frieden mit der DDR gemacht? In Ihren Büchern schildern Sie, wie schlecht es Ihnen in den letzten Jahren ging.

Schubert: Dass es vorbei ist, finde ich wunderbar. Aber Frieden, das ist ein großes Wort. Uns ist durch die DDR einfach viel genommen worden. Ich bin so neugierig, ich hätte gern die Welt gesehen. Aber auch da muss man differenzieren. Es lief nicht alles schlecht für uns. Ich weiß, andere sind an der Grenze erschossen worden, das ist grausam. Ich konnte immerhin studieren.

SPIEGEL: Die DDR ließ Sie damals nicht zum Bachmannpreis reisen. Auch andere Veranstaltungen in der BRD durften Sie nicht besuchen. Ihre Bücher wurden zum Teil nicht gedruckt. Sie wurden bespitzelt. Sie haben den Kopf immer oben behalten. Wie?

Schubert: Indem ich mir klarmachte, dass es zwar eine Mauer, aber keine menschliche Mauer gab. In der DDR gab es ja ein reiches, inoffizielles kulturelles Leben, gerade in den letzten Jahren. Aber ich habe auch immer gedacht, dass ich meinen Mann irgendwann überreden kann, die DDR zu verlassen.

SPIEGEL: Konnten Sie aber nicht.

Schubert: Nein. Zuvor war es mir schon bei meiner Mutter nicht gelungen. Die hatte eine gute Stelle in der Akademie der Wissenschaften und immer Angst, dass sie Ihre Witwenrente drüben nicht kriegt. Und mein Mann hat Karriere als Psychologieprofessor gemacht. Da ging das auch nicht.



Helm: Stimmt.

SPIEGEL: Hat Sie das zermürbt? Dass Sie Ihre Liebsten nicht überzeugen konnten?

Schubert: Nein. Als erwachsener Mensch kann man doch immer abwägen, man hat die freie Entscheidung. Erwachsensein heißt, ohne Vorwurf zu leben.

SPIEGEL: Sie sind sogar nach Ihren Lehraufträgen und Lesungen an US-amerikanischen Universitäten Ende der Achtziger in die DDR zurückgekehrt.

Schubert: Ich wollte lieber mit meinem Mann leben.

Helm: Wir beide waren da schon lange zusammen, oder?

Schubert: Ja. Wir haben seit 1970 eine gemeinsame Wohnung und sind seit 1976 verheiratet.

Helm: Das kann ich nicht im Kopf behalten.

Schubert: Ich bin nach jeder Reise wegen dir zurückgekommen.

Helm: Doch nicht wegen mir.

Schubert: Doch, deinetwegen.

SPIEGEL: Herr Helm, Sie glauben das nicht?

Helm: Na ja, was heißt denn »meinetwegen«? Was war es denn?

Schubert: Ich habe mich mit dir immer am wohlsten gefühlt. Ich wollte nicht ohne dich leben.

Helm: Mit meiner Nase und meinen Ohren?

Schubert: Ja, auch mit denen. Helm lacht.

Schubert: Wenn ich heute über die DDR nachdenke, merke ich, wie stark die Diktatur das Leben vereinfacht hat. Da müssen Sie mit Leuten befreundet sein, mit denen Sie sonst nicht befreundet wären, die aber politisch zuverlässig sind und Sie nicht verraten würden. Sie müssen andauernd Kompromisse machen. Und Sie müssen Ihr Privatleben recht rigoros abschotten, fremde Leute also einfach nicht in die Wohnung lassen, weil sie einen vermutlich bespitzeln.

SPIEGEL: Wird man diesen Argwohn gegenüber anderen Menschen je wieder los?



Schubert: Ich schaue mir meine Mitmenschen ganz genau an. Das hilft einem auch in einer offenen, liberalen Gesellschaft wie unserer.

SPIEGEL: Dabei nennen Sie Ihre Prägung durch die DDR Ihren Diktaturschaden. Inwiefern hilft der Ihnen?

Schubert: Das vorsichtige Denken macht einen wachsam. Aber man darf ihm nicht zu viel Raum geben. Auch negativen Erinnerungen nicht. Man sollte nichts verdrängen, aber sich von der Vergangenheit nicht vereinnahmen lassen. Ich mache das durch mein Schreiben. Ich versuche, mich so genau wie möglich an eine Situation zu erinnern. Dann schreibe ich sie auf. Und wenn es aufgeschrieben ist, bin ich einen Tick leichter. Das Schreiben war immer meine Rettung.

SPIEGEL: Wenn Sie Ihrem früheren Ich etwas sagen könnten, was wäre es?

Schubert: Vor Kurzem hat mich meine 17-jährige Enkelin besucht. Als ich sie fragte, was sie nach dem Abitur machen möchte, hat sie geantwortet, dass alle sie das fragen würden. Sie aber möchte einfach versuchen, in der Gegenwart zu leben. Und da dachte ich: Diese junge Frau hat schon jetzt die Hauptsache des Lebens verstanden.

SPIEGEL: Frau Schubert, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.